



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

📄: Politische Briefe : 5. Reichstags-Eröffnung und Präsidentenwahl.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

eine sociale Frage hier jemals geben wird, so wird es nur eine „irische“ d. h. eine Pächterfrage sein.

Doch hierüber ein andermal. Heute endlich scheint die Sonne warm zu den Fenstern herein — nach einem fast frühlingduftigen Regenschauer, dem ersten seit dem October — und lockt uns hinaus auf die ölbaumbepflanzte Hügelkette, wo schon die Lerchen schwirren. Hinaus denn in die Sonne!

Vaocluse, im Januar.

Politische Briefe.

5. Reichstags-Eröffnung und Präsidentenwahl.

Merkwürdige Leute, die Herren von unserer liberalen Presse. Sie wußten, die „National-Zeitung“ voran, nicht genug zu wiederholen, wie „geschäftsmäßig und nüchtern die Eröffnungsrede ausgefallen sei, wie sie jeden inneren Schwung vermiffen lasse, der unser nationales Leben durchziehen müsse, wenn ihm die rechte Kraft und Freudigkeit werden solle“. Wie steht es denn aber mit den Thronreden in anderen Ländern, z. B. in England, dem angeblichen Inbegriff aller liberalen Vollkommenheiten? Man kann seit 1866 die inhaltreichste Thronrede dort und die unbedeutendste hier nebeneinander stellen, und der Unterschied zu Gunsten der deutschen ist wie Tag und Nacht. Erst durch den großartigen Eindruck der diesmaligen Rede im Auslande wurden die klugen Herren inne, daß diese „jeglichen Schwunges und jeglicher Bedeutung entbehrende Rede“ doch etwas enthalten hat. Ueber das Was freilich sind sie sich noch keineswegs klar. Die „National-Zeitung“, die allen voran war in der Herabsetzung der Thronrede, weiß den Eindruck im Auslande sich nur so zu erklären, daß man dort geglaubt habe, Deutschland wolle über die Welt herfallen, und daß man darüber nun mit Vergnügen beruhigt sei. Nein, ihr weisen Herren, so gering wie die eure — verzeiht! —, so gering, wie ihr sie schätzt, ist doch die Einsicht im Auslande nicht. Man hat dort so gut wie ihr gewußt, daß Deutschland niemand mit Krieg überziehen werde, und ein boshafter Schreiber, wie jener in der Pallmall-gazette, hat nur Achselzucken erregt. Was man in den nachdrücklichen Worten der Thronrede liest, ist nicht der harmlose Wunsch, still zu sitzen, sondern die imponirende Zuversicht, die Lage so zu beherrschen, daß Deutschland die Erhaltung des Friedens sich zur Aufgabe machen und die Lösung derselben

sich zutrauen kann. Zu den Mitteln dieser Lösung gehört denn freilich die Erhöhung der deutschen Wehrkraft als unwillkommene Last für die deutsche Nation, deren Uebernahme aber unvergleichlich schlimmere Leiden abwehrt. Deutschland übernimmt eine Last für sich, aber zugleich für den Welttheil, denn der Friede ist für Alle eine Wohlthat, selbst für die Kreise der unbesonnenen Leidenschaft, wo man den Krieg schüren möchte. In diesen Kreisen lenkt man ein, weil man sieht, daß Deutschland noch lange nicht, wie man wähnte, am Ende seiner Mittel angelangt ist, daß es noch reiche Menschenkräfte und wunderbare Eigenschaften der Organisation für seine Erhaltung verfügbar machen kann. Der Eindruck des Selbstvertrauens auf die diplomatische und militärische Fähigkeit, den Zielen der Friedensstörung alle Aussicht zu benehmen, wird erhöht durch die Festigkeit, mit welcher der Fortgang innerer Reformen von großer Tragweite ins Auge gefaßt wird. Der Organismus der Reichsinstitutionen hört darum nicht auf zu wachsen, weil das Reich sich vor eine dankbare, aber schwere Aufgabe der äußeren Politik gestellt sieht. Das ist der Charakter dieser Thronrede, über deren Rahlheit und Unbedeutendheit liberale Zeitungen sich nicht genug zu bekreuzigen wissen. Man kündigt an, daß man Nachhilfe schaffen will durch eine Generaldiscussion, welche „klar zu stellen haben wird, inwieweit Deutschland durch die politische Lage gezwungen ist, für die Erhöhung seiner Wehrkraft erhöhte Anstrengungen zu machen“. Unglaublich! Meint man, Fürst Bismarck solle geheime Actenstücke aus der Tasche ziehen? Wenn dies nützlich und üblich wäre, was könnten solche Stücke auch nur im geringsten dazu beitragen, uns über die Quelle und Beschaffenheit einer Gefahr aufzuklären, für die es kein Mittel der Vorbeugung giebt, als den Eindruck unserer überlegenen Kraft und Geschicklichkeit? Wir haben einem Nachbar die Thür geschlossen, der seit zweihundert Jahren gewohnt war, in Deutschland das bequeme Schlachtfeld seines unruhigen Ehrgeizes zu finden. Wir haben gegen einen anderen Nachbar unsere Unabhängigkeit in Anspruch genommen, der seit hundert Jahren gewohnt war, in uns den ohnmächtigen Vasallen seiner gigantischen und haltlosen Träume zu sehen. In beiden Nachbarvölkern brüten, nicht gerade die jeweiligen Inhaber der Regierung, aber die Träger der Volksleidenschaften auf Rache. Es gehört nichts dazu, als ein scheinbar günstiger Anlaß, um diese Leidenschaften zum herrschenden Impuls der Regierungen zu machen. Nur wenn wir den Eindruck unangreifbarer Ueberlegenheit machen, moralisch als Hort aller werthvollen Interessen unseres Welttheils, militärisch als ein Kriegslager von unerreichbarer Tüchtigkeit und unerschöpflichem Patriotismus, können wir jene Leidenschaften zwingen, in sich zu verglimmen. Und über diesen Sachverhalt, den jedes Kind mit Händen greift, will man eine Generaldiscussion anstellen und den Kanzler auffordern, Beweise aus der Tasche zu ziehen! Beweise, daß das Sonnenlicht

die Erde trifft! O Klugheit deutscher Zeitungspolitik! Wird sich die Parlamentspolitik zu gleicher Höhe aufschwingen? Noch wollen wir es nicht hoffen.

Die Präsidentenwahl hat den Fractionen wiederum die Gelegenheit zu der bekannten Parade in Kinderschuhcn gegeben. Die nationalliberale Fraction beanspruchte den Präsidentenposten laut Erklärung ihrer officiellen Correspondenz. Aber wie darf eine Fraction einen Posten beanspruchen, dessen Anspruch ganz allein auf den Eigenschaften einer Person ruhen kann? Es ist die alte Geschichte der studentischen Corpsfitten, die in den parlamentarischen Fractionen vergnüglich fortgesetzt werden, als ob ein Parlament nicht da wäre, um vernünftige und ernsthafte Dinge zu thun. Nun also: das eine Corps beanspruchte den Präsidentenstuhl, den ihm zwei andere Corps nicht gönnen wollten. Aber diese anderen hatten keinen Mann zu stellen, der sich auch nur einige Stunden mit Geschick in dem Vortitz behaupten kann. Also wandten sie sich an ein viertes Corps und sagten: stelle du den passenden Mann, damit wir drei, wir I, II, IV, die unangenehme III ausschließen. Und siehe da, das Corps IV geht aus Corpsseitigkeit auf den Vorschlag ein. Aber wenn IV sich mit III vereinigt hätte, wenn auch zunächst nur, um in der Minorität zu bleiben, so hätten I und II sich bald in Zwiespalt und Ohnmacht befunden. Denn Fraction II, das Centrum nämlich, ist wiederum auf dem Wege einer Opposition gegen die Regierung, auf welchem Fraction I, die Altconservativen, nicht folgen kann, ohne ihren Wahlpruch: „Mit Gott für König und Vaterland!“ mit Füßen zu treten. Daher hätte eine von politischen Köpfen geleitete Fraction nimmermehr sich dieser conservativ-kerikalen Majorität anschließen dürfen, deren Tage gezählt sind. Der vornehme Herr, der sich von dieser Majorität hat auf den Präsidentensitz complimentiren lassen, wird bald inne werden, daß er die Majorität, die ihn berufen, nicht repräsentirt, und daß seine Sitte und geschäftliche Umsicht, die ihn auszeichnen, ohnmächtig sind gegen die rohen Angriffe cynischer Gladiatoren.

Aber auch die nationalliberale Fraction hat ihren Beweis politischer Unklugheit gegeben, indem sie einen Candidaten, der ihr als Person genehm sein mußte, verschmähte zum Präsidenten des Hauses und nicht bloß der Majorität zu machen. Der Vertrauensmann des Hauses steht anders da gegen die geflüsterten Störer, als der Vertrauensmann der Majorität, wenn die Störer die Sieger seiner Wahl sind. Und hätten die Nationalliberalen den Freiconservativen gegenüber eine Corpsempfindlichkeit unterdrückt, so hätten sie den Kern einer Majorität geschaffen, in der sie das leitende Element geworden wären, und der sich bald ein Theil der jetzt unter der altconservativen Fahne Einhergehenden hätte anschließen müssen. Nun ist wieder einmal das Chaos,

der allseitige Fractionswirrwarr geschaffen, aus dem freilich auch herauszukommen ist, aber immer mit Aergerniß und mangelhaftem Erfolg.

Die Stellung der Nationalliberalen zum Reichskanzler ist wieder einmal das Thema der Session. Von Seiten des Kanzlers ist viel geschehen, eine dem Vaterlande wohlthätige Harmonie herzustellen. Die nationalliberale Introduction zeigt lauter Dissonanzen, seitdem man das Bündniß mit dem Centrum für befeitigt hält. Ist das wohl Politik, patriotische Politik?



Literatur.

Das Nibelungenlied überseht von L. Freitag. Berlin, Friedberg & Mode, 1879.

„Mittelhochdeutsche Gedichte auch nur exträglich ins Neuhochdeutsche zu übersezen, ist ein Ding der Unmöglichkeit: es kann nicht geschehen, ohne daß der schönste Hauch und Duft mit unbarmherziger Hand davon abgestreift wird, und was dann übrig bleibt, ist höchstens ein mattes Abbild des ursprünglichen Werkes.“ Diese Worte Franz Pfeiffers scheint jeder neue Versuch, durch Uebertragung „die Gleichgiltigkeit des allgemeiner gebildeten deutschen Publikums gegen seine besten Schätze an mittelalterlicher Volkspoese“ zu überwinden, nur von neuem zu bestätigen. Und doch war der, welcher jenen Ausspruch that, nicht einer der engherzigen, im Kasten-geiste befangenen Philologen, die es als Entweihung ihrer Wissenschaft ansehen, die besten unserer alten Dichtungen dem Verständnisse weiterer Kreise unseres Volkes, dessen eigenstem Wesen sie ja doch entwachsen sind, und welches ein Unrecht auf ihren Wiedererwerb hat, bequem zu erschließen; vielmehr war es gerade Pfeiffer, der allen Gelehrten-Vorurtheilen zum Troste auch dem Gebildeten, den ernste Neigung und Begeisterung für die Schätze unserer Vorzeit erfüllt, die Mittel an die Hand gab, auch ohne specifisch philologisches Wissen zu ausreichendem Verständnisse und reinem Genuße unserer mittelalterlichen Dichtungen zu gelangen. Vielleicht war es in erster Linie die Wahrnehmung, daß der Werthschätzung unserer älteren Literatur beim größeren Publikum durch nichts so sehr geschadet werde als durch die zwar gut gemeinten, im Grunde aber schädlichen Uebersetzungen, welche Pfeiffer bestimmte, mit seinen erklärenden Ausgaben mittelhochdeutscher Classiker hervorzutreten. Mag das in diesen Ausgaben befolgte Verfahren auch nicht in Allem über jeden Tadel erhaben sein, jedenfalls gebührt Pfeiffer das unschätzbare Verdienst, alle jene Caricaturen von Uebersetzungen für diejenigen unter den Gebildeten überflüssig gemacht zu haben, denen es ernstlich nicht bloß um eine oberflächliche Kenntniß unserer mittelhochdeutschen Gedichte, sondern um ein selbständiges Urtheil über ihren dichterischen Werth zu thun ist. In unseren Augen machen sich die Uebersetzer, falls sie nicht eben nur eine Art Commentar zum Originale bieten wollen, zu Mitschuldigen all der geringschätigen Urtheile, die in vielen Kreisen noch über den Werth unserer älteren Literatur gäng und gäbe sind. Wir verargen es Keinem, dem die Lectüre Simrock'scher Uebersetzungen die vielgepriesenen Dichtungen eines Walthers von der Vogelweide, des Nibelungenliedes u. a. gründlich verleidet hat.